

ein Prinzip auf, das nicht ohne weiteres einleuchtet. Selbstverständlich darf der Exeget nicht ohne weiteres dogmatische Sätze in die Schrift hinein rückprojizieren. Auf der anderen Seite kann das Urteil über die Zugehörigkeit einer Schriftaussage zum depositum fidei aber nicht ohne fundamentaltheologische und dogmatische Überlegungen gefällt werden.

Letztlich ist die Frage nach der Existenz des Teufels kein rein exegetisches und kein mit rein exegesischen Mitteln zu lösendes Problem. Dies zu meinen, wäre biblischer Fundamentalismus. Wenn das umstrittene Buch von Haag es erreicht haben sollte, einen Anstoß zu einem erneuten Überdenken des Verhältnisses von Exegese und Dogmatik gegeben zu haben, hätte es – über den Beitrag zu der behandelten Sachfrage hinaus – einen wertvollen Dienst geleistet.

Johannes Beutler SJ

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologische Fragen

Rahner, Karl: Vorfragen zu einem ökumenischen Amtsverständnis (Quaestiones Disputatae 65). Herder, Freiburg – Basel – Wien 1974. 94 S., kart. DM 12,80.

Der Titel dieses Bändchens läßt fragen, ob Rahner nicht hoffnungslos zu spät kommt in einem Moment, wo andere Theologen die Frage theologisch für gelöst, oder besser: für überholt erklären und zur praktischen Anerkennung der Ämter aufrufen. Aber die vorliegenden Äußerungen, die ganz bewußt ihren entwurfsartigen Versuchs- und Werkstattcharakter erkennen lassen, machen dem Leser rasch und überzeugend klar, wieviel an Voraussetzungen zu klären, an Möglichkeiten zu bedenken ist, stellt man sich nicht auf irgendeine abstrakte Basis von theoretischem Christentum, sondern an die bestimmte Stelle einer konkreten Kirche mit ihrer faktischen Theologie.

Aber Rahner will nicht entmutigen, sondern ganz im Gegenteil mit einer Fülle neuer Ideen zum Mitdenken einladen. Und es macht Spaß, sich auf die vorge-

schlagenen Wege und Experimente einzulassen, um eingefahrene Denkgewohnheiten aufzulockern (vgl. 20). Die Sache wird trotzdem nicht zur unverbindlichen Spieldrei, wenn man über ein „Wesensrecht“ der Kirche nachdenken soll, das in Analogie zum Naturrecht bestimmt die hierarchische Struktur von Kirche überhaupt grundlegt; wenn es um die gemeinsame Heilswirklichkeit getrennter Kirchen geht sowie um den geschichtlichen Gestaltwandel der Sakramente. Versucht man die verschiedenen Ansätze mit Rahner selbst zusammenzufassen, dann ließe sich sagen: hier wird praktisch geprüft und gezeigt, wie dem aus der östlichen Theologie stammenden alten Begriff der „Ökonomie“, „theologische Begründung und ein theologisches Gewicht“ (64) gegeben werden kann. Daß dabei oft Grenzfälle den Gedankengang illustrieren, liegt im Wesen des Begriffs und an der zu verhandelnden Sache. Das ist auch in dem angehängten Exkurs über Interkommunion (79–93) nicht anders, aber beim Versuch, Grenzen zu überwinden, unvermeidlich. Grenzfälle sind eben nicht unbedingt belanglose Randfälle.

Gerade wegen der durchgängig spürbaren Rückbindung an die Mitte des Glaubens und des ernsthaften Ausgehens von der gegebenen kirchlichen Lage steckt das Bändchen voller Anregungen für jeden, der den Mut hat, dem Autor bei seiner theologischen „Fahrt ins Blaue“ (10; 64) zu folgen.

K. H. Neufeld SJ

Häring, Hermann: Anerkennen wir die Ämter! (Theologische Meditationen 35). Benziger, Zürich – Einsiedeln – Köln 1974. 72 S., kart. DM 5,80.

Wer in der Absicht – das sei gleich gesagt –, sich zu geistlicher Meditation anregen zu lassen, zu diesem Bändchen greifen sollte, dürfte enttäuscht werden. Denn es bietet ein einseitig werbendes Plädoyer für Zielsetzung und Argumente des bekannten Memorandums verschiedener Universitätsinstitute aus dem Jahre 1973 zur „Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter“. Der Titel dieser theologischen „Argumentation“ (Meditation ist hier irreführend) mit seinem appellierenden Ausrufezeichen formuliert auch das Fazit (57); die angeführten Gründe gehen nach dem Autor selbst nicht wesentlich über das Memorandum hinaus (7), wenn er ihnen auch durch den Charakter seiner Ausführungen eine persönliche Färbung zu geben weiß.

So bleiben dem Theologen und dem Nichttheologen vor den großen Stichworten, die beide Texte tragen, die gleichen Probleme. Was heißt denn genau: Praxis, Charisma, Dienst, Gemeinde, Verkündigung usw.? So selbstverständlich wie diese Begriffe werden auch Ausgangspunkte und Voraussetzungen (vgl. 17 f.) ohne nähere Deutung einfach gesetzt. Wie lässt sich z. B. – um nur einen entscheidenden Punkt zu nennen – die „Verankerung in den ursprünglichen Zeugnissen der Sache Jesu“ (18) oder die „Frage nach ihrem [sc. der Kirche] Ursprung“ (42) anders erreichen als vermittelt durch die lebendige Tradition, die gerade kritisiert werden soll? Zudem lässt sich bei einer wachsenden Unsicherheit über den Inhalt christlicher Verkündigung nicht recht sehen, welchen Sinn eine formale Anerkennung von Ämtern haben sollte. Während Verf. öfter von der

„Gründung neuer Gemeinden“ (vgl. 47) als Aufgabe des Amtes spricht, empfahl man 1973 auf der ökumenischen Missionskonferenz in Bangkok den Missionsgesellschaften ein „Moratorium“ ihrer Tätigkeit, d. h. für einige Jahre keine Missionare und Spenden „nach draußen“ zu schicken, sondern über den politischen Kampf der Völker nachzudenken. Ob man nicht Mut und Phantasie, von denen H. im Anhang als Früchten des Geistes spricht, für anderes einsetzen sollte als für die hier verhandelte Sache?

K. H. Neufeld SJ

Gott in Japan. Anstöße zum Gespräch mit japanischen Philosophen, Theologen, Schriftstellern. Hrsg. von Yagi Seiichi u. Ulrich Luz. Chr. Kaiser Verlag, München 1973. 215 S., kart. DM 19,80.

Ein aktuelles Thema – zehn Japaner äußern sich über Gott – wird in guter Ausstattung, griffiger Übersetzung, mit kurzen biographischen und bibliographischen Einführungen präsentiert. Eine knappe Inhaltsangabe möge zeigen, daß sich dieses Buch aus der Flut der Publikationen, die sich heute ostasiatischer Religiosität zuwenden, heraushebt.

Zwei Novellen führen ein. „Der Lügendetektor“ (sarkastische Umkehrung der Urteilsmaßstäbe) eines evangelischen Christen und „Das Mütterliche“ eines „der wichtigsten Schriftsteller Japans“, des Katholiken Endo Shusaku: „..., was dem tiefsten Wesen der japanischen Religion entsprach: Die Sehnsucht nach der Mutter“ (45, es geht um Maria). Ein sich zum Kommunismus bekennender evangelischer Pfarrer wird durch einen Freund geschildert. Der große Zen-buddhistische Philosoph Nishida Kitaro († 1945) sucht in dialektischem Denken eine Synthese der Religionen zu finden. Ein Zenmeister beschreibt die „postmoderne“ Weltsicht des Zen: „Selbsterwachen des absoluten Subjekts, das nicht durch Dinge, nicht durch das Herz, ja nicht einmal durch Buddha gefesselt wird“ (136). Ein anderer Zen-Buddhist bekennt sich als werdender Christ und findet in der „Vermittlung“ die Brücke: „Das wahre Sein, das durch Liebe mit

anderen verbunden ist, wird im anderen die Übermittlung der Wahrheit bewirken“ (120). Als Amida-Buddhist kritisiert Bandō Shujun energisch die Vermischung der Standpunkte von Christentum und Buddhismus. In der engen Verknüpfung beider Weltanschauungen durch Takizawa Katsumi wird der Unterschied noch deutlicher: „Gewiß bedarf das wahre Selbstbewußtsein des Menschen gar keiner Begründung durch eine in der Vergangenheit erschienene Gestalt, auch nicht durch das Leben des historischen Jesus“ (152). Anders klingt es bei einem evangelischen Theologen: „Ich bin

Ich... erst mittelbar, durch das Medium des Du“ (169). Ein weiterer evangelischer Theologe hat zum Schluß „Anstöße zum Gespräch“ gesammelt.

Obgleich manche Ausführungen formalistisch-abstrakt von der Realität in die reine Spekulation zu entwischen scheinen (doch in einfacher Sprache!), zeigt jeder Beitrag religiöse Ehrlichkeit und ernstes Ringen. Jede Seite zeugt von Gespräch und Suchen. Verwundert ist man, daß uns geläufige Namen wie Lassalle oder Dumoulin selbst in den Anmerkungen fehlen.

J. Sudbrack SJ

Gebet und Meditation

Boros, Ladislaus: Über das christliche Beten. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1973. 166 S., Ln. DM 19,80.

Untersuchungen über die Geschichte des christlichen Betens werden in diesem Buch kaum, höchstens am Rande geboten. Auch handelt es sich nicht bloß um eine systematische Darlegung des Themas. Man findet zwar brauchbare, teilweise vorzügliche Einblicke und Übersichten in die Voraussetzungen des Betens und in seine wesentlichen Formen und Grundakte (Anbetung, Lob, Dank, Bitte, gute Meinung, Reue etc.). Mehr als die Hälfte des Buches aber besteht aus frommen Betrachtungen darüber, wie Christen gebetet und gelebt haben und nach Meinung des Verf. auch heute noch beten und hoffen können und sollen. Zur Sprache kommen z. B. das eucharistische Gebet „Heiliges Gastmahl“, das ignatianische „Nimm Dir, Herr, und übernimme“, die sogenannten Letzten Dinge, die christliche Weltfreudigkeit, die menschliche Vollendung und die göttliche Vorsehung. Das Ganze hat weitgehend den Charakter des gesprochenen Wortes und dürfte in Exerzitienvorträgen oder in Predigten seinen eigentlichen „Sitz im Leben“ haben.

Wie in den zahlreichen anderen Veröffentlichungen des Verf. sind assoziativer Gedankenreichtum und sensible Intuition seine unbestreitbare Stärke. Ob die Lektüre des Geschriebenen dem modernen Leser

jedoch den gleichen Gewinn bringt wie etwa die Teilnahme an Vorträgen des Verf., muß man wohl leider bezweifeln. Zwar ist oft davon die Rede, wie der heutige Christ denke, handle oder bete, aber die Alternativen sind zu pauschal, um wirklich hilfreich zu sein. Gewiß wird man den Autor nicht auf einzelne in sich mißverständliche oder ungeschützte Formulierungen festlegen, sondern auf den Gedankengang und seine Sinnspitzen achten. Die Sprache ist jedoch auf weite Strecken so locker und leichtfüßig (fast ein Plauderton), daß der Wunsch nach mehr Präzision und theologischer Straffheit mindestens berechtigt erscheint. Zuweilen machen die Ausführungen den Eindruck des Überschwänglichen und Schwärmerischen („Er ging in das Innerste der Welt ein und durchdrang so die gesamte Weltwirklichkeit, in seiner Auferstehung errang er als Mensch für seinen Leib, der jetzt universale Dimensionen besitzt und kosmische Gewalt hat, ewigen Bestand und riß dann in seiner Himmelfahrt die Welt mit sich“ usw.).

Dem Grundanliegen des Verf., die häufig allzu simple Trennung in verschiedene politische, wirtschaftliche, kulturelle und rassistische Lager zu überwinden, kann man nur zustimmen. Um die Frage nach dem unterschiedend Christlichen wirklich überzeugend beantworten zu können, müßte er sich in Zukunft noch mehr Zeit lassen. Ein

weniger an Publikationen würde nicht nur ihm, sondern auch seiner großen Lesergemeinde zugute kommen.

F.-J. Steinmetz SJ

Kaspar, Peter Paul: Meditationsgottesdienste, Graz, Styria 1973. 110 S., kart. DM 15,80.

ders.: Was uns leben lässt. Limburg, Lahn-Verlag 1974, 173 S., kart. DM 16,—.

ders.: Glaube auf eigene Gefahr. Graz, Styria 1974. 119 S., kart. DM 15,80.

Wer etwas über den Autor erfahren will, wird enttäuscht. Nirgends eine kurze Beschreibung seines Studiengangs, keine Lebensdaten, kein Foto, nur hin und wieder in Vor- und Nachworten versteckte Hinweise auf seine Tätigkeit als katholischer Pfarrer einer Wiener Studentengemeinde (Floridsdorf) und als Mitarbeiter der Jugendleiterschule in Wien und des Katholischen Jugendwerks Österreichs.

Natürlich steht hier nicht der Autor zur Diskussion, sondern die Bücher, die er vorlegt. Aber wo sind sie entstanden und unter welchen Voraussetzungen? Das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit traditioneller Artikulation des Glaubens, das Gefühl der Fremdheit und Erlebnisschwäche gottesdienstlicher Formen ist das Bewußtsein des Autors, das dieser im Vorwort der „Meditationsgottesdienste“ (7–16) und im Nachwort von „Glaube auf eigene Gefahr“ (108–112) expliziert. In der Schwebé bleibt, inwieweit er damit provozieren will oder dieses Bewußtsein als allgemein und verbindlich voraussetzt. Jedenfalls exponiert sich der Autor hier gehörig und unnötig, insofern er versäumt, seine Kritik in dem Lebensgefühl und den Erfahrungen seiner Studentengemeinde zu begründen. So klingt denn manches sehr ungeschützt (etwa der Hinweis, daß „die Meditation viel mehr bewirkt als rhetorisch noch so gelungene Appelle in Predigten, da sich der einzelne durch die Meditation auf eine personale Entscheidungssituation hingeführt sieht, während eine von außen herangetragene

Begeisterung rasch wieder verflacht“, vgl. Medit. S. 11), anderes pauschal bis banal („Man sehnt sich zurück zur Religion der Kindheit, in der alles so sicher schien, alles geregelt, nichts dem Zufall überlassen. Man hatte ganz einfach zu glauben . . .“, vgl. Glaube S. 108) wieder anderes sehr nach Klischee („Der Christ der Zeit nach dem Konzil wirkt manchmal wie ein aufmüpfiges Kind, das sich gegen seinen Vater wendet. Der Vater gebietet, verbietet, reglementiert, dekretiert. Das Kind mault, kritisiert, gehorcht nicht“, vgl. Glaube S. 108). Hier sieht der Autor zu sehr ab von seinen eigenen Bemühungen. Informativer als seine weit ausholende Kritik an der landläufig praktizierten, auch der reformierten, Liturgie wäre eine selbstkritische Darstellung dessen, was ihn zu einer meditativen (im uneigentlichen Sinn) Form der Liturgie führte sowie der damit inzwischen gemachten Erfahrungen. Kaspar versteht seine Meditationsgottesdienste als „Antithese zum Vorhandenen“ (vgl. Medit. S. 7), bleibt aber in seinem Affront unfrei und trotzig-inkonsequent bei einer strikten Trennung von Wortgottesdienst und Eucharistiefeier (ebd. 7). Folglich bietet er Anregungen für Eucharistiefeiern lediglich als Anregungen für deren Wortgottesdienstteil (darüber hinaus für Meditationsübungen, Dichterlesungen und Diskussionsrunden, vgl. Was uns . . . S. 7).

All dies besagt nichts über die vorgelegten Texte und Gottesdienstmodelle. Ein sachliches Urteil, wenn überhaupt, kann nur über die konkrete Praxis solcher Gottesdienste angezielt werden.

„Meditationsgottesdienste“ enthält acht Textbücher zu den Themen Advent (Liebe), Fasching (Freude), Fasten (Leid), Ostern (Hoffnung), Allerseelen (Angst), zerstörte Schönheit, Liebe, Freude. Hier wird der Erlebnischarakter des Gottesdienstes wieder entdeckt, der Teilnehmer nicht nur informiert, sondern sein Erlebnisbereich durch Musik, Projektionen und szenische Darstellungen erweitert. Durch die Meditation wird der Gottesdienstbesucher zum Teilnehmer. Ob dies eine Möglichkeit für den Gottesdienst mit einer großen Gemeinde ist, bleibt offen. Im Vorwort spricht der Autor von „Gruppen bis zu fünfzig Teilnehmern“ (11), im Nachwort weist er hin

auf „Versuche im großen Rahmen mit etwa 300 Besuchern“ (111).

Als Frage sei nur angehängt, ob es dem Autor schon gelingt, nicht nur die Begriffe, sondern auch die gesellschaftlichen Bedingungen zu meditieren, die Liebe, Freude, Leid, Hoffnung, Angst, Schönheit zulassen oder verhindern.

Die Reflexion tritt in „Was uns leben läßt“ stärker in den Vordergrund. Dieses Buch ist eine Materialsammlung in sechs Themenkreisen zu dreißig „Fragen unseres Lebens, wie sie der Dichter beschreibt, wie sie der Sänger besingt, wie sie uns schon in den ältesten Zeugnissen menschlicher Weisheit und in den großen Schriften der Religionen begegnen“ (6). Die Dichter sind 34 Dichter von Brecht bis Boros und von Handke bis Hesse. Die Sänger sind sechs Chansonsänger, von denen Reinhard May in zehn Lebensfragen zu Wort kommt, Franz Josef Degenhardt, André Heller und Hildegard Knef jeweils sechsmal, Wolfgang Ambros und The Milestones je einmal. Die „großen Schriften der Religionen“ sind hier Texte aus der Bibel, überwiegend aus der alttestamentlichen Weisheitsliteratur und den neutestamentlichen Briefen.

Die Bibel wird vor allem als Lehrbuch verstanden. So wird denn überhaupt in diesem Buch, verglichen mit dem ersten, mehr zitiert als erzählt, mehr gelehrt als erinnert, mehr reflektiert als meditiert. Dabei wird der Begriff der Reflexion einmal nur auf die Texte des Autors, zum andern auch auf die Texte der neueren Literatur, der Lieder und der Bibel angewandt und zum

dritten praktisch dem Begriff der Meditation (im uneigentlichen Sinn) gleichgestellt (6).

Am deutlichsten tritt der Autor hervor in „Glaube auf eigene Gefahr“. Der Untertitel „Provokationstexte“ trifft zu. Was Kaspar zum Thema Mahl halten (93–105), zu Themen des Kirchenjahres (79–91) sagt und was er den Zitaten von Augustinus bis Voltaire gegenüberstellt (9–77), ist provozierend, scharf beobachtet und nicht weniger scharf formuliert. Die Intention der vorangestellten Zitate wird an einem Punkt aufgenommen und durchgezogen auf die Gefahr hin, daß sie überzogen wird. In solchen Fällen bewahren die Zitate vor den Einseitigkeiten des Autors.

Aus dem Rahmen fällt nur der Abschnitt „Woran ich glaube“ (113–117), in dem Kaspar vier Glaubensformeln vorstellt und kommentiert: „Diese neuen Formeln sind vielleicht nicht richtiger als die alten, aber es sind unsere eigenen“ (113). Eine wohl nicht so gemeinte, aber den Rez. am meisten provozierende Aussage. Wie kann bei der heutigen Flut von Glaubensaussagen und ihrer Bandbreite eine als die eigene erkannt werden? Wer oder was zwingt überhaupt zu Glaubensaussagen? Wie kommen sie schließlich zustande? Wie und wo werden sie verwendet? Welche Funktion haben sie in der Gemeinde? Was besagt ihre Autorschaft? Wenn hier nicht das Nachdenken ansetzt, gerinnt die Glaubensaussage zum literarischen Akt. Die Veröffentlichungen von Kaspar sind des Nachdenkens wert.

W. Schmölders

Psychologie und religiöse Erfahrung

Frankl, Viktor E.: Der unbewußte Gott. Psychotherapie und Religion. Kösel-Verlag, München, 1974. 116 S., kart. DM 12,-.

Frankl ist der Begründer jenes Kreises von Psychotherapeuten, die sich zur Unterscheidung von Psychoanalyse und Individualpsychologie, den beiden anderen Wiener

Schulen, als „Dritte Wiener Richtung der Psychotherapie“ bezeichnen. In den USA sind seine Bücher derzeit Bestseller und scheinen in der Katerstimmung, die auf die Jahre psychoanalytischer Begeisterung gefolgt sind, geradezu wie Antidepressiva zu wirken. Die von ihm begründete „Logotherapie“ ist ein Ableger der Psychoanalyse, der auf philosophischem Boden (Scheler,

Heidegger) seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit sucht. Dies geschieht vor allem durch die Übernahme der Begriffe Existenz, Person, Gewissen und Sinn in eine anthropologische (im Gegensatz zu einer rein naturwissenschaftlichen) Theorie der Psychotherapie. „Der unbewußte Gott“, 1948 zum ersten Mal erschienen (vgl. GuL 25 [1950] 159), legt, ausgehend von einer Kritik an Freud, die Hauptzüge dieser Theorie dar. Gegen Freuds induktive (mechanistische) Anthropologie stellt Frankl eine deduktive, deren Aussagen er empirisch zu stützen versucht. Das menschliche Unbewußte beinhaltet nicht nur Trieb, sondern auch Geist, ja sogar Religion, d. h. den „unbewußten“ Gott. Das Ich wird nicht mehr als psychische Instanz (neben Es und Über-Ich) verstanden und mit dem Begriff der Person gleichgestellt. Gegenüber dem Es erhält es seine volle Souveränität und Unabhängigkeit zurück. Über-Ich und Gewissen werden klar geschieden. Das Gewissen ist Stimme eines andern, das heißt schlicht und einfach: Stimme der Transzendenz und ist „insofern selber transzendent“. Bereits als immanent-psychologisches Faktum weise es schon von sich aus auf Transzendenz, es sei „eine Art Schlüsselstelle, an der sich uns die wesentliche Transzendenz des geistig Unbewußten erschließt“. (Man wird dabei an den sogenannten moralischen Gottesbeweis erinnert). Weiter wird dem Menschen eine von der Psychologie vernachlässigte Motivation, ein „Wille zum Sinn“, zugeschrieben und die Behauptung aufgestellt, der Mensch könne auch durch Verdrängung der Sinnfrage und der Verantwortung für sein Dasein (nicht nur durch Verdrängung der Triebkonflikte) neurotisch erkranken,

wofür Frankl den Begriff der noogenen Neurose geprägt hat.

Frankls Kritik an Freuds triebreduktionistischer Auffassung von Geist, Ethos und Religiosität bleibt auch heute prinzipiell berechtigt, ebenso sein Postulat einer anthropologischen Psychotherapie. Aber seine Freud-Kritik ist allzu polemisch, verkürzt die Auffassungen Freuds bis zum Popanz und kann daher nur mehr historisches Interesse beanspruchen. Die Logotherapie-Beweisführung aus Patientenaussagen ist manchmal erschreckend naiv und wirkt gelegentlich sogar peinlich. Die wissenschaftstheoretische Diskussion um den Positivismus lässt sich mit den Argumenten von 1948 nicht mehr führen. Daß auch die Beziehung zwischen Psychotherapie einerseits und Seelsorge, Religion, Philosophie und Theologie andererseits in den vergangenen Jahrzehnten weiter geklärt wurde, davon zeugen auch die Kapitel, die dem Buch in der vorliegenden dritten Auflage als Nachtrag beigegeben wurden. Diese Kapitel wurden nicht eigens geschrieben, sondern aus anderen Veröffentlichungen für diese Auflage zurechtgestutzt. Frankl mildert darin manche frühere Behauptung ab und scheint auch gegenüber der institutionalisierten Religion eine gewisse Distanz zu suchen. Die von ihm angeregten empirischen Untersuchungen zur Sinsuche des Menschen scheinen mir sehr wichtig. Aber vor der Versuchung, aus der Logotherapie die Therapie und Heilslehre für unsere augenblicklichen seelischen Nöte schlechthin zu machen (Frankl selbst dürfte an diesem Trend nicht unbeteiligt sein), kann nicht entschieden genug gewarnt werden.

N. Mulde SJ